

Depression: Unbehagen in der Kultur oder neue Formen der Sozialität*

Alain Ehrenberg

»Ich konnte mich nicht länger einfach dem Schicksal ergeben. Mir war es nicht um meinen Platz bei Gott zu tun, wie unsere Tradition es vorsah; ich wollte meinen Platz in der Welt sichern. Doch wie? Was konnte ich ins Feld führen? [...] Diese Sorge zehrte immer stärker an mir.«

V.S. Naipaul¹

In den letzten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde die individuelle Subjektivität zu einem Gegenstand kollektiven Interesses.² Um dieses Interesse zu erklären, machten sich auch die Soziologie und die Sozialphilosophie ein subjektivistisches Paradigma zu eigen. Man denke nur an den wissenschaftlichen Trend zur Erforschung der Emotionen und des Ich. Heute sind Subjektivität, Gefühle und moralische Empfindungen zentrale Fragestellungen, strategisch wichtige Themen nicht nur für die Biologie, sondern auch für die Soziologie. Man scheint anzunehmen, dass es durch die Auseinandersetzung mit der Subjektivität gelingen kann, das Geheimnis der Sozialität des Menschen zu ergründen – ganz so, als gäbe es hinter dem Substantiv Ich so etwas wie eine Substanz des Ich.³

In diesem Zusammenhang werden Depressionen, aber auch allgemeiner psychische Leiden, von Soziologen und Sozialphilosophen als gesellschaftliche Pathologien verstanden. Man versteht sie entweder als Symptome einer Lockerung sozialer Bindungen,⁴ als ein Nachspiel der Ich-Emanzipation der sechziger und siebziger Jahre, oder als eine Folge neuer Formen des (zunehmend flexibilisierten und globalisierten) Kapitalismus, die sich seit den achtziger Jahren ausgebreitet und das Ideal der Emanzipation individueller Subjektivität in neue Zwänge und Ausbeutungsformen verkehrt haben.⁵ Einen gewaltigen Berg entsprechender Literatur könnte man auch so zusammenfassen: Die Gesellschaft im eigentlichen Sinn (vor der Emanzipation von den Konventionen und vor dem neuen Kapitalismus) gehört der Vergangenheit an. Psychische Leiden werden entsprechend durch den Zusammenbruch dieser echten Gesellschaftsformen erklärt; und man trauert der Vergangenheit hinterher, als es noch echte Arbeit,

echte Familien, echte Schulen und echte Politik gab, eine Gesellschaft, in der wir unterdrückt waren, aber geschützt, neurotisch, aber ausgeglichen. Psychische Leiden wären demnach Symptome eines erheblichen Unbehagens in der Kultur.

Diese Ansicht ist verfehlt.

1. Das anthropologische Interesse an der Depression: Die Demokratisierung des Ausnahmemenschen

Zwar reicht hier der Platz nicht für eine soziologische Geschichte der Depression,⁶ doch möchte ich betonen, dass es weder meine These ist, Depression werde durch Kapitalismus, Emanzipation und dergleichen verursacht, noch Depression wäre ein Symptom gesellschaftlicher Rückzugstendenzen, einer Privatisierung des Lebens oder eines Niedergangs des Politischen.

Mein Punkt ist der Folgende: Die Geschichte der Depression verläuft parallel zum Niedergang jenes Typus disziplinierter Individuen, der das Erbe des späten 19. Jahrhunderts gewesen ist und der sich bis in die 1950er und 1960er Jahre erhalten hat. In medizinischer und sozialer Hinsicht begann sich die Depression in den sechziger Jahren festzusetzen. Für die Gesellschaft war das eine Zeit, in der die disziplinären Regeln ihre Autorität zugunsten neuer Regularien einzubüßen begannen; in der Medizin war die Psychiatrie zuerst durch die Elektroschock-Therapie, dann durch die psychotropen Drogen bereits in eine Fortschrittsphase eingetreten. Die sowohl von medizinischer wie von sozialer Seite anerkannte Ausbreitung depressiver Symptome begleitete die umfassenden Veränderungen, die sich hinsichtlich der sozialen Regeln wie im Geist unserer Institutionen vollzog: im Verlauf der letzten drei oder vier Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts wurden völlig neue soziale Handlungsideale eingerichtet. Schrittweise wurde eine auf Disziplin, mechanischem Gehorsam, Konformität und Verboten gründende Gesellschaft durch eine Gesellschaft verdrängt, die auf Autonomie, das heißt persönliche Leistung, Wahlfreiheit, Eigenverantwortung und die Initiative des Einzelnen setzt. Depression ist dabei diejenige klinische Erscheinung, die uns dazu zwingt, ein neues Sprachspiel zu spielen: Sie bringt die Probleme, Konflikte und Widersprüche zum Ausdruck, die mit dem Prozess einer generalisierten Aufwertung von Autonomie einhergehen – eines Prozesses, der inzwischen das gesamte soziale Leben durchzieht.

Das anthropologische Interesse an der Depression liegt darin, dass ihr medizinischer und sozialer Erfolg die Begleiterscheinung einer globalen

Veränderung des menschlichen Selbstbildes gewesen ist. Klibansky, Pannofsky und Saxl lieferten mit ihrer berühmten Abhandlung »Saturn und Melancholie« aus dem Jahr 1964 Hinweise auf die besondere Bedeutung der zeitgenössischen Depression.⁷ Sie beschrieben, wie sich die Geschichte der Melancholie mit derjenigen der modernen Sensibilität überschneidet. Denn Melancholie ist eine Steigerungsform des Selbstbewusstseins bei einem Individuum, das sich selbst gehört und für sich verantwortlich ist, eines Individuums mithin, dessen persönliche Autonomie als höchstes Gut gilt. Im 16. Jahrhundert galt die Melancholie als die Wahlkrankheit der – genialen oder adligen – Ausnahmemenschen. »Meine Freude ist die Melancholie«, sagte Leonardo da Vinci. Im 19. Jahrhundert, im Zeitalter der Romantik, fand sich die Melancholie am Schnittpunkt zwischen Schöpferkraft oder Genialität und Unvernunft. Und an dieser Stelle stehen wir heutzutage alle, denn die zeitgenössische Form des Individualismus hat die Vorstellung des Ausnahmemenschen demokratisiert: Jeder kann exzeptionell sein. Allerdings hat die Depression den positiven Aspekt, den sie noch in der romantischen Melancholie besaß, längst eingebüßt: Heute wird sie nur mehr als Krankheit, als ein Leiden des Gemüts betrachtet.

Sollte ich meine Hypothese zur Geschichte der zeitgenössischen Depression zusammenfassen, dann würde ich sagen: Wenn nach Freud die Neurose eine Krankheit der Schuld ist, dann scheint die Depression eine *Krankheit der Verantwortlichkeit* zu sein; hier herrscht gegenüber dem Schuldgefühl ein Gefühl von Ungenügen vor. Die Depression, als deren Hauptmerkmal man einen Verlust an Selbstachtung ausmachen kann, ist eine *Pathologie der Größe*: Die deprimierte Person ist der Aufgabe der Selbstwerdung nicht gewachsen; sie zermüht sie vielmehr. An die Stelle der alten bürgerlichen Schuld und des Kampfs der Befreiung von der Gesetzesmacht des Vaters ist nun die Angst getreten, man könne möglicherweise seinen eigenen hohen Idealen nicht gerecht werden, wodurch ein Gefühl der Unfähigkeit, des Ungenügens entsteht. Depression geht Hand in Hand mit der Demokratisierung des Außergewöhnlichen; sie ist eine Begleiterscheinung der Forderung, nur man selbst zu sein, die unseren gegenwärtigen Begriff von Individualität wesentlich bestimmt.

Man könnte also behaupten, dass das depressive Ungenügen sich zur Autonomie verhält wie der neurotische Konflikt zur Disziplin. Das Gefühl des Ungenügens ist Ausdruck des Dilemmas, der Spannungen und Widersprüche einer Lebensweise, für die Autonomie zum höchsten Wert geworden ist. In einer disziplinarisch organisierten Gesellschaft lautete die Frage noch: »Darf ich das?« Wenn Autonomie zum beherrschenden Zug

der Gesellschaft wird, lautet sie dagegen: »Kann ich das?« Die Erweiterung von Handlungsspielräumen ging mit einem Mehr an persönlicher Verantwortung, aber auch mit Unsicherheit einher. Die Depression ist ein Mittel zum Ausdruck und damit vermittelt auch: zur Lösung der Probleme, die sich mit dieser Entwicklung verbinden; sie ist eine soziale Form, die uns einen Grund dafür liefert, die entsprechenden Probleme zu benennen und diese dann auch entsprechend anzugehen. Depression ist eine Reaktion auf die veränderten Bedingungen; sie macht die Schwierigkeiten sichtbar, die für die Einzelnen bei dem Versuch auftreten müssen, sich in einer Gesellschaft, die alles auf Eigeninitiative und Selbstverwirklichung setzt, selbst eine Struktur zu geben. Wem aber an Struktur mangelt, dem mangelt es zugleich an einer wesentlichen Bedingung von Handlungsfähigkeit. Die Disziplinargesellschaft kannte dies Problem freilich noch nicht. So haben die Psychiater zum Beispiel dem Begriff der Hemmung in den letzten Jahren immer mehr Bedeutung gegeben; um 1980 herum trat er an die Stelle des Begriffs der Traurigkeit und ist heute zum Leitbegriff für depressive Störungen geworden. Das bedeutet indes nicht, dass die Menschen heute gehemmter wären als zu früheren Zeiten. Aber Hemmungen wirken in einer von einem allgemeinen Autonomiestreben beherrschten Gesellschaft weitaus sichtbarer und störender als in einer Gesellschaft mechanischer Disziplin. Die entsprechenden Schwierigkeiten finden ihren Ausdruck im Begriff der Depression. Es handelt sich hier um die psychiatrische Kategorie mit der größten Vielzahl von Symptomen, bei denen die für alles Handeln konstitutive Selbstachtung im Zentrum steht. Die Depression erscheint dabei als ein klinischer Gegenstand zwischen der alten Welt von Wahn, Neurose und Disziplin, in der sich die Psychiatrie mit Geisteskrankheiten beschäftigte, und der neuen Welt geistiger Gesundheit und Autonomie, in der sich die Psychiatrie *auch* mit der Sozialität des modernen Menschen auseinandersetzt.

2. Veränderte Vorstellungen von gesellschaftlicher Bedingtheit

Wir sind hier mit einer weitreichenden Entwicklung konfrontiert: Im Zeichen der derzeitigen Höchstbewertung der Autonomie des Einzelnen vollzieht sich nichts Geringeres als eine Neubestimmung des Verhältnisses von Normalem und Pathologischem. Von jedem Einzelnen wird erwartet, dass er oder sie in allen Lebensbereichen selbst entscheidet und handelt – im Blick auf die eigene Arbeit, die eigene Ausbildung, die eigene Gesund-